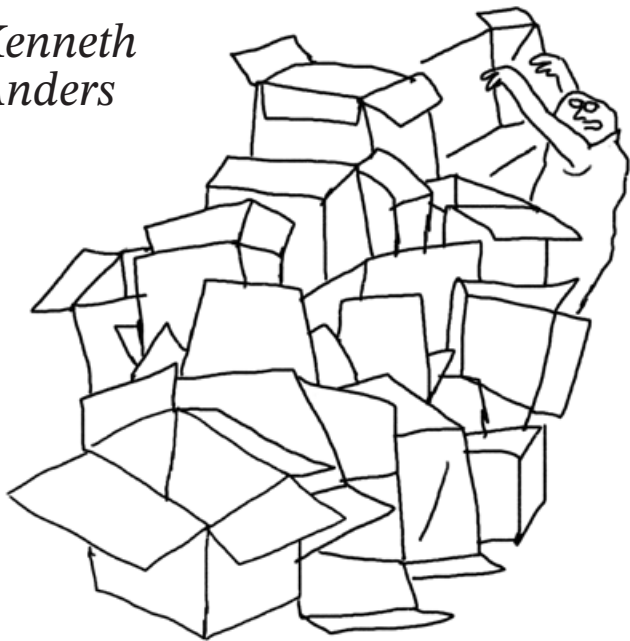


*Kenneth
Anders*



UND VERBRAUCHEN GEBRAUCHEN

Annäherung an zwei Kulturtechniken



Kenneth Anders

Verbrauchen und Gebrauchen

Annäherung an zwei Kulturtechniken



Foto: Steffen Groß

Kenneth Anders

geboren 1969 in Naumburg/Saale,
ist Kulturwissenschaftler
und wohnt im Oderbruch.



Foto: Harry Schnitger

Johanna Benz

geboren 1986 in Wismar,
ist freiberufliche Zeichnerin
und wohnt in Leipzig.

Alle Rechte vorbehalten.

2023 Aufland Verlag GbR,

Croustillier 20, 16259 Oderaue

auflandverlag.de

Druck: Stephanus Werkstätten Bad Freienwalde

ISBN 978-3-944249-37-7

Inhalt

Vorwort	5
1 Eine Sprachverwirrung	7
2 Ein Vorschlag zur Ordnung der Begriffe	11
3 Wie dieser Text aufgebaut ist	15
4 Erfüllung, Dankbarkeit, Nahrung	23
5 Der Optimismus des Marktes und der Wandel der Aneignungsweisen	31
6 Die Beschleunigung des Verbrauchs und das Problem der Sparsamkeit	37
7 Bodenschätze und Importwaren	43
8 Recycling	49
9 Versorgung als Netzwerkpraxis	55
10 Konsum als individuelles Modell des Quellenverbrauchs	61
11 Die Blindheit des Konsums und der Versuch, zu sehen	67
12 Zwischenresümee	71
13 Der ewige Gebrauch	75
14 Die erste Ressource: Der Körper	79
15 Landwirtschaftlicher Boden und Gärten	87
16 Wald	95
17 Subsistenzwirtschaft	103

18	Mangel und Überfluss	110
19	Kollektive und individuelle Ressourcen	115
20	Kleidung, Geräte und Reparatur	123
21	Feste als Ressourcen, soziale Beziehungen und Ressourcenlogik	129
22	Die Sperrigkeit der Ressource, das Problem der Eile und ein Gedanke über Grenzen	135
	Schluss und Ausguck	141
23	Aneignung findet statt – und ist niemals unschuldig	141
24	Den Spaten in die Hand nehmen	147
25	Nachsatz: Die Landschaft als Raum des Anfangs	157

Vorwort

Dieser Text entstand in einem Zeitraum von über zwei Jahren, unterbrochen von schönen Sommern, düsteren Wintern und allerlei Projekten. Schauen Sie heute in meine Kolumnen, die seit 2009 um die Themen Subsistenzwirtschaft, Energie, Reparieren, Landnutzung, ländliches Leben und Kommunikation kreisen, sehen Sie, dass ich schon länger in dieser Spur unterwegs bin.

Ob es nun wirklich gelungen ist, einige Dinge auf den Punkt zu bringen, kann ich nicht einschätzen. Vielleicht wäre eine ordentliche akademische Arbeit nötig gewesen? Immerhin gäbe es zu vielen Dingen reichlich zu recherchieren und zu belegen. Dass ich diesen aufwändigen Weg (mit reichlich ausgewiesener Sekundärliteratur) nicht gewählt habe, um stattdessen nur einzelne kurze Betrachtungen aufzufädeln, ist aber nicht nur meinen Lebensbedingungen geschuldet (ich arbeite nun mal nicht an einer Universität oder Forschungseinrichtung). Es ist auch in der Sache begründet, wie ich sie jedenfalls verstehe, nämlich, dass es sich bei einer Neuordnung unserer Naturverhältnisse zunächst um eine persönliche Denkanstrengung entlang eigener Beobachtungen und Erfahrungen handeln muss. Diese Bereitschaft, selbst zur Sprache zu kommen und sich in die Debatte einzubringen, möchte ich hier an den Tag legen, und ich hoffe, dass

andere dadurch wiederum ermutigt werden, Ähnliches zu versuchen und es vielleicht besser zu machen.

Ich schreibe dieses Vorwort, bevor es an Johanna Benz zur grafischen Verarbeitung geht. Es ermutigt mich sehr, dass Johanna sich der Texte annehmen will, denn ich kenne niemanden, der so gut wie sie in der Lage ist, Form und Begriff, Witz und Denken, Bild und Wort zusammenzubringen.

Kenneth Anders

Croustillier, September 2022

Eine Sprachverwirrung

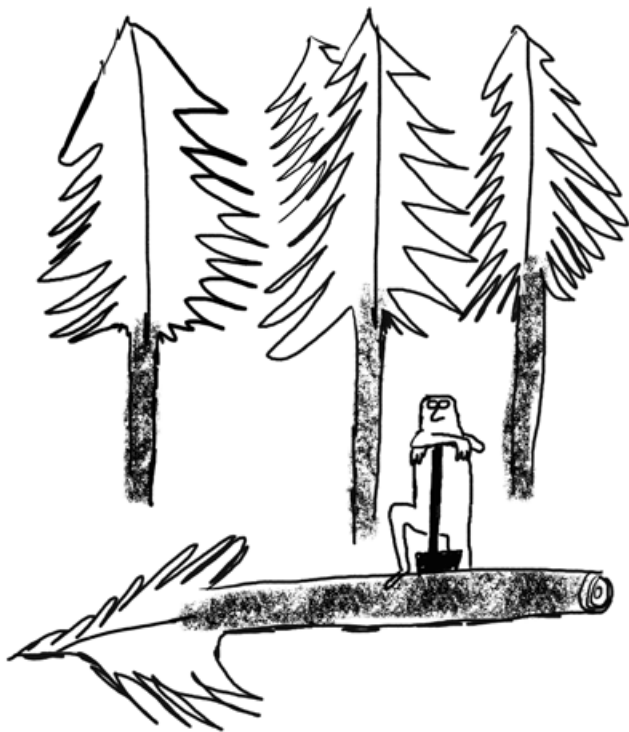
Es gehört zum Lebensgefühl der Gegenwart, dass mit ihr etwas nicht in Ordnung ist. Seit Jahrzehnten wird unser Naturverhältnis dafür verantwortlich gemacht. Aber etwas hat sich verändert. Heute geht es nicht mehr nur um einen rauchenden Schornstein, für den ein Filter gebaut werden sollte. Der gehört zu einer fast gewohnten Erfahrung der Zerstörung: Der Bergbau hinterließ kahle Halden, der Tagebau und der militärische Übungsbetrieb schufen kleine mitteleuropäische Wüsten. Und in den achtziger Jahren vernichteten die Emissionen der Kraftwerke so manche Waldfläche in den Mittelgebirgen. Aber was einst als „Umweltverschmutzung“ wie ein lokal eingrenzbare und technisch beherrschbares Ärgernis behandelt wurde, erscheint heute als unentrinnbare Komplexität, deren zentrales Problem wir selbst sind.

Junge Menschen wachsen heute mit so gravierenden Zweifeln an unserer Gesellschaft, ja an der menschlichen Konstitution selbst auf, dass ihnen jede Unbeschwertheit abhandenkommt. In das Erwachsenenleben gehen sie mit einer schweren Bürde. Schon immer verwehrt einem das Älterwerden die Rolle der Unschuld – aber das Bewusstsein einer anthropo-

logischen Sippenhaft gedeiht inzwischen sehr früh, weshalb die Wut auf das zivilisatorische Erbe dessen produktive Aneignung durch die nächste Generation erschwert. Die alten Bücher werden beiseitegelegt, als seien sie befleckt. Und auch in der Gegenwart gibt es kein Licht mehr: Die Komplexität unseres Stoffwechsels mit der Natur wirkt überall, die Ausstiegsphantasien des zwanzigsten Jahrhunderts zünden nicht mehr. Das beeinträchtigt auch den Genuss dieser Welt. Vielleicht liegt es an dieser Belastung, dass Lust, Neugier und Freude nicht eben zu den Kennzeichen der jungen Kultur zu gehören scheinen.

Besonders unangenehm wird so eine Situation, wenn es nicht einmal gelingt, die Widersprüche, in die wir uns begeben haben, gut zu beschreiben. Es entsteht keine gedankliche Ordnung, die Anteilnahme und Liebe stiftet, die wieder neues Denken freisetzen könnte und wissensdurstig macht. Die Vergangenheit scheint durch eine Verwirrung der Sprache, in der wir unsere Naturverhältnisse beschreiben, als Lernmenge gänzlich auszuschneiden: Man klagt die bisherigen Menschen an, denn erst ihr Fehlverhalten scheint uns ja in die missliche Lage der Gegenwart gebracht zu haben. Geradezu beleidigt macht man den Vorfahren oder den Älteren ihr Leben zum Vorwurf. How dare you! Dieser in den Medien gefeierte Ausruf der jungen schwedischen Aktivistin sollte reinen Tisch machen. Ein derartig reiner Tisch bedeutet aber auch: Es ist

nichts mehr da, worüber man sprechen könnte. Was bleibt, ist die Proklamation. Es legt kein gutes Zeugnis von unserer Diskurskultur ab, dass so viele Erwachsene dennoch applaudiert haben, statt zu antworten.



EIN VORSCHLAG
ZUR ORDNUNG DER BEGRIFFE.

Ein Vorschlag zur Ordnung der Begriffe

In diesem diskursiven Dilemma sprechen wir viel von Ressourcen. Von der Industrie werden Ressourcen schonende Verfahren gefordert und der Ressourcenverbrauch der gesamten Gesellschaft soll verringert werden. Wir fordern endlich besseres Recycling, Zero Emission und Kreislaufwirtschaft. Interessanterweise wird auch das Geld in dieser Terminologie beschrieben, denn gern spricht man von finanziellen Ressourcen. Wir beklagen den Wasserverbrauch unserer T-Shirts, den Benzinverbrauch unserer Autos und ganz allgemein den Naturverbrauch der Gesellschaft. Was diese Dinge miteinander zu tun haben, bleibt unklar: Das Gebot der Nachhaltigkeit hat sich unentwirrbar mit unklaren Bilanzen aufgeladen, denen jede Maßstäblichkeit fehlt.

Mein Eindruck ist, dass die Unordnung beim Gebrauch der Begriffe maßgeblich zur Verwirrung und Verzweiflung beiträgt, die wir im Hinblick auf unserer Naturverhältnisse empfinden. Wir kriegen das Bild nicht scharf und kommen im Gespräch über uns und die Natur nicht weiter. Der genaue Blick auf den konkreten Fall wird von globalen Klagen getrübt. Auf der einen Seite wird zu viel in die Debatten hinein-

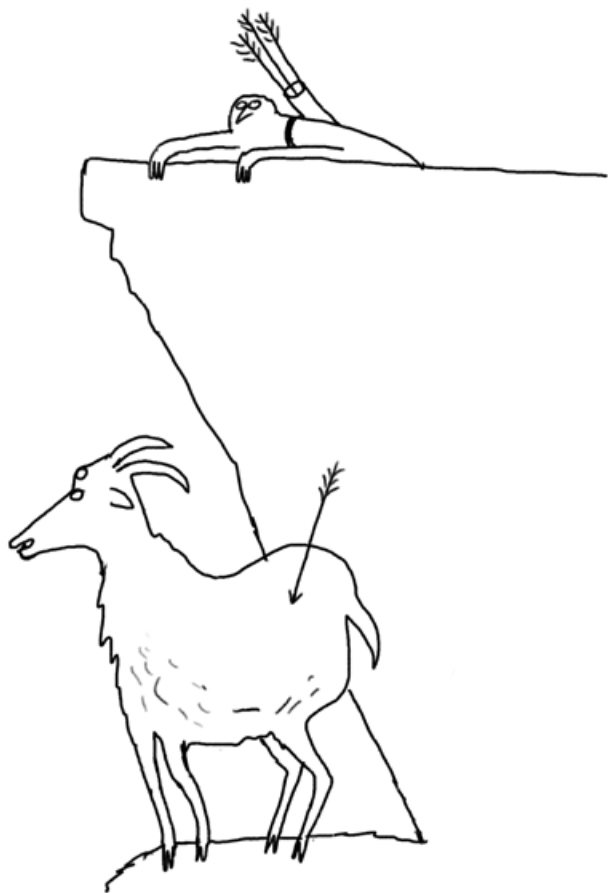
gemehrt, auf der anderen Seite unterkomplex gedacht.

Vor allem verliert man den eigenen Raum als Maßstab des Handelns. Obwohl es verständlich ist, das einst auf das stoffliche Holzaufkommen beschränkte Prinzip der (forstlichen) Nachhaltigkeit (und damit auch die menschlichen Erwartungen an die Ressource Wald) um soziale und ökologische Dimensionen erweitern zu wollen, scheint doch der analytische Gewinn dieser Horizonsweiterung zweifelhaft, wenn man den Wald nicht als Teil der konkreten Landschaft betrachtet, aus der allein sich eine vernünftige Bilanz ziehen ließe. Aus der klugen und einfachen Idee einer vorsorgenden Wirtschaftsweise wurde die Suche nach dem idealen Wald, z.T. mit verheerenden Folgen: Ideologische Prinzipien ersetzen heute vielerorts die standörtliche Vernunft. Die weltanschauliche Überfrachtung und Schematisierung richten in der Wirklichkeit Schaden an und erschweren zugleich die weitere Verständigung über unsere Erwartungen an uns selbst und an die Natur.

Dieser Essay soll ein Versuch sein, etwas zur Verbesserung dieser sprachlichen Verwirrung beizutragen. Ich möchte hierzu einen einfachen Vorschlag machen. Der Kerngedanke besteht darin, Ressourcen von Quellen zu unterscheiden und damit auch Gebrauch und Verbrauch klarer voneinander zu trennen und sorgfältiger zueinander in Beziehung zu setzen. Für die Erläuterung meines Ordnungsvorschlags stütze ich mich

im Wesentlichen auf eigene Beschreibungen und ihre Reflexion.

Die Bewirtschaftung bzw. der Gebrauch von Ressourcen und der Verbrauch von Ressourcen, beides ist von Anfang an Teil der menschlichen Praxis. Zwischen beidem gibt es auch immer wieder Wechselwirkungen, sogar ein Umschlagen vom einen in das andere. Von beidem ist zudem nur sinnvoll im Zusammenhang mit einem sozialen System zu sprechen, das sich die Natur aneignet – ein Individuum oder eine Familie, eine Kommune, ein Staat, vielleicht sogar einmal eine Weltgesellschaft. Soziale Systeme ändern sich, die Formen ihrer Naturaneignung auch. Ich hoffe, dass eine begriffliche Differenzierung die Möglichkeit schafft, jeweils akzeptable Formen für die Anwendung der beiden Strategien zu diskutieren. Denn meiner Überzeugung nach ist es uns verwehrt, eine von beiden Strategien gänzlich auszuschlagen oder zu unterlassen. Beides, das Verbrauchen wie auch das Bewirtschaften der Natur, hat uns zu dem gemacht, was wir sind. Wir müssen besser und sorgfältiger darüber nachdenken, für welchen Bereich unserer Welt die jeweilige Strategie angemessen ist und welche Konsequenzen daraus erwachsen.



WIR FINDEN UND ESSEN.

3

Wie dieser Text aufgebaut ist

Um das Terrain zu erkunden, habe ich den Essay in zwei Teile gegliedert.

Zunächst betrachte ich einige Verbrauchsbeziehungen, die wir als Menschen zur Welt eingehen.

Im Zeitalter der Konsumkritik wird leicht vergessen, dass der Naturverbrauch oft durch ausgeprägte Formen der Dankbarkeit geprägt war. Diesen wichtigen Empfindungen folge ich, um auf die Nahrung als erste und wichtigste Quelle des Lebens zu stoßen.

Bereits beim Phänomen des Essens wird allerdings deutlich, dass Quellen- und Ressourcenverhältnisse oft miteinander verknüpft sind, spätestens mit dem Einsetzen der Landwirtschaft.

Diese Dialektik fällt auch im geschichtlichen Vergleich auf. Die Aneignung von Quellen basiert ja auf ganz bestimmten Techniken, die unser Verhältnis zur Welt maßgeblich prägen. Hier beobachte ich, dass die Logik des Naturverbrauchs in eine Logik der Naturbewirtschaftung umschlagen kann.

Dass der Verbrauch immer wieder die Endlichkeit der ausgebeuteten Natur vor Augen führt, verweist mich auf den Optimismus des Marktes, in dem die Menschen immer wieder davon ausgehen, dass sie ver-

nutzte Quellen durch andere ersetzen können. Über diesen unerschütterlichen Optimismus gerät man leicht in Zorn, aber es lohnt sich, ihn erst einmal als anthropologische Erfahrung anzuerkennen.

Ein gravierendes Problem in der Reflexion unserer Naturverhältnisse ist allerdings die enorme Beschleunigung unserer Sourceausbeutung, die man gern auf die Gier des Menschen zurückführt, für die es aber zahlreiche Gründe in der menschlichen Entwicklung gibt. Einer dieser Gründe ist die Unmöglichkeit, Sparsamkeit zu einem sozialen Prinzip zu machen, sofern das Verhältnis von sozialem System und Source nicht vollkommen konstant ist – und das ist selten der Fall. Dieses Problem mache ich mir am Beispiel der Bodenschätze bewusst.

In unserer Industriegesellschaft wird häufig das Recycling als ein Pfad der Nachhaltigkeit gerühmt. Dem wird in diesem Text natürlich nicht widersprochen. Allerdings versuche ich zu zeigen, dass die erneute Nutzung von Stoffen oder Energien noch keine Ressourcenbeziehung zur Welt stiftet, sondern die Logik der Sourceausbeutung fortschreibt.

Eines der wichtigsten Verbrauchsphänomene der Gegenwart sind die Versorgungsnetzwerke, in denen wir leben: Die Nahrungsmitteldistribution, noch mehr aber die Wärme- und Wasserversorgung, neuerdings auch die Versorgung mit Daten haben die Sourcealogik unserer Kulturen geradezu exponentiell ausge-

dehnt. Diese Beobachtungen führen mich dann doch noch an den Punkt, an dem viele andere ihre Betrachtungen beginnen, also zur Konsumkritik. Meiner Beobachtung nach besteht das größte Problem unserer derzeitigen Verbrauchsformen darin, dass sie uns gegenüber der Welt blind, statt sehend machen.

Ausgehend von dieser Betrachtung gehe ich zu den Ressourcen über. Ich versuche zu zeigen, dass der Gebrauch der Welt intentional unendlich ist, weil auch wir unser Leben nicht dauerhaft im Modus des Vorübergehenden leben können. Wir wissen zwar, dass wir sterblich sind, aber wir putzen uns dennoch täglich die Zähne. Deshalb betrachte ich die erste Ressource unserer persönlichen Erfahrung, den eigenen Körper.

Die zweite (und ebenso zentrale) Ressourcenerfahrung liegt im landwirtschaftlichen Boden. Hier lohnt die Differenzierung von Acker und Garten.

Dem Wald widme eine besondere Aufmerksamkeit, nicht nur, weil ich mich immer wieder mit Wald-Themen beschäftigt habe (mein Vater war Waldarbeiter, Förster und Forstwissenschaftler), sondern auch, weil das moderne Nachhaltigkeitsdenken hier seine größte programmatische Kraft entwickelt hat. Ich möchte zeigen, dass die Erfahrungen, die in der Bewirtschaftung des Waldes gemacht worden sind, bisher leider kaum in unseren Naturdiskursen genutzt werden.

Eine der wichtigsten Lernmengen für das Leben mit Ressourcen ist die Subsistenzwirtschaft. Dass sich

auch in den modernen Versorgungsgesellschaften immer noch viele Formen der Selbstversorgung erhalten haben, ist eine inspirierende Einsicht für mich, die ich als Landbewohner immer wieder machen konnte.

Die Selbstversorgung bietet viele wichtige Erfahrungen, zum Beispiel mit Mangel und Überfluss, beides sind beinahe unvermeidliche Begleiterscheinungen von Ressourcenbeziehungen. Auch der gravierende Unterschied von individuellen und kollektiven Ressourcen wird am Beispiel der Selbstversorgung evident, sodass sich der Blick immer wieder auf das jeweilige soziale System richtet, das einen Teil der Welt bewirtschaftet – und sei er auch noch so klein. Im Spannungsfeld von Versorgung und Selbstversorgung sind die großen Netze für Wasser, Strom und Kommunikation besonders interessante Phänomene der gesellschaftlichen Organisation, die im Zuge der Nachhaltigkeitsdebatte zu wenig Aufmerksamkeit erhalten. Bei ihnen geht es nicht nur um Stoff- und Energiebilanzen, sondern um die Organisation der Gesellschaft selbst.

Von hier aus zeige ich, dass wir auch zu vielen Dingen Verhältnisse eingehen, die schon nicht mehr Natur sind, sondern aus der eigenen Produktion stammen. Kleidung kann einen Ressourcencharakter annehmen, und auch bei Werkzeugen und Geräten können wir das beobachten.

Die Reparatur als eine Form der Instandsetzung unserer Ressourcen hat nicht ohne Grund so viele Anhänger. Wir bringen mit ihr ein Stück der Welt wieder in Ordnung. Das ist etwas völlig anderes als das Recycling.

Auch Feste und soziale Beziehungen können sich im menschlichen Leben als Ressourcen erweisen. Natürlich droht eine Anwendung des Begriffs auf diese Bereiche den Begriff über Gebühr zu dehnen und damit zu entwerten. Ich probiere es dennoch aus, da ich beim Nachdenken über Freundschaft, Familie, gute Nachbarschaft oder Gemeinschaft (in Vereinen oder Dörfern) immer wieder feststelle, dass die Motive der Pflege, der Regelmäßigkeit und der Achtung vor etwas, zu dem man selbst in einer systemischen Beziehung steht, eine verblüffende Ähnlichkeit zu den Ressourcenbeziehungen zur Natur aufweisen.

Im Zeitalter des proklamierten Weltuntergangs wird in der Regel auf die gebotene Eile verwiesen, die wir zur Rettung der Welt an den Tag legen müssen. Am Ende meiner Betrachtung versuche ich zu zeigen, dass für gute Ressourcenverhältnisse gerade das Gegenteil der Fall ist: Wir müssen uns Zeit nehmen. Das liegt zum einen an der Herausforderung, die jede einzelne Ressource für unseren Verstand und unser Können darstellt, zum anderen aber auch an den Veränderungen, die wir selbst durchmachen (müssen) wenn wir

uns Ressourcen aneignen. Über diesen Zusammenhang wird in den gegenwärtigen Krisendiskursen leider überhaupt nicht gesprochen.

Zum Abschied verfolge ich die Frage, ob wir uns der Welt gegenüber in ein Schuldverhältnis begeben, und ob es im Leben überhaupt so etwas wie Unschuld geben kann. Ich bemühe mich, den Text mit einem praktischen Impuls zu schließen, indem ich danach frage, wie man anfangen kann, die Unordnung im Kopf und im Leben aufzuräumen.

WIE DIE DINGE GEMACHT
WERDEN



Erfüllung, Dankbarkeit, Nahrung

Der Begriff Source ist kein richtiges deutsches Wort. Aus dem Englischen und Französischen wird er mit „Quelle“ übersetzt. Bei diesem Wort denken wir an den Ursprung eines Gewässers oder an die Herkunft einer wissenschaftlich genutzten Information. Es ist merkwürdig, dass eine hochentwickelte Sprache kein geläufiges Wort für etwas ausdifferenziert hat, das doch ein wesentliches Merkmal vieler menschlicher Beziehungen zur Natur ist: Wir entnehmen ein stoffliches oder energetisches Etwas aus der Natur und führen es unseren Bedürfnissen zu. Diesen Vorgang nennen wir Verbrauch.

Das Entscheidende an Naturaneignungen dieser Art besteht darin, dass wir selbst keine Verantwortung für das Vorhandensein der Source wahrnehmen: Das Woher der Source liegt im Moment des Verbrauchs außerhalb unseres Horizonts, sie wird lediglich entdeckt und angeeignet.

Diese Nicht-Verantwortung ist für das Quellenverhältnis des Menschen zur Natur sehr wichtig. In vielen Fällen deutet sie auf ein eingeschränktes Sichtfeld: Wir stoßen auf das stoffliche oder energetische Potenzial der Natur wie Hänsel und Gretel, die hungrig im